

Dichtung und Geistesleben der deutschen Schweiz

Autor(en): **Schilling, Helmut**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **23 (1933)**

Heft 21

PDF erstellt am: **14.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-641711>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Emil Ermatinger, der Literaturhistoriker an der Universität in Zürich wurde am 21. Mai 60jährig.

Dichtung und Geistesleben der deutschen Schweiz.

Jedes Volk, jeder Stamm, jede Familie möchte eine eigene, möglichst sogar eine eigenartige Vergangenheit besitzen. Denn worauf könnte ein Selbstbewußtsein fußen, wenn nicht auf den Werken, die schon vollbracht sind, die eine besonders kräftige, ausgesprochene und wertvolle Eigenart erweisen! Die schon vollbrachten Werke sind aber nicht nur sichtbare Bauten, Denkmäler oder Staatengebilde: sie sind ebenso sehr die Erzeugnisse des Geisteslebens, der Dichtung, der Wissenschaft, der Lebens- und Weltanschauung im allgemeinen. Diese Erzeugnisse, nämlich Dichtungen, Musikkompositionen, Verfassungen u. s. f. bestimmen die kulturelle Haltung eines Volkes während einer bestimmten Zeit, gehen dann unmerklich unter und werden durch neue abgelöst. Es besteht ein ewiger Wechsel, ein Entstehen und Vergehen; und nur der wissenschaftliche Forscher weiß alles Dagewesene zu rekonstruieren, wiederzuentdecken, in die verschiedenen Epochen einzubetten, bis er dann endlich den Ueberblick über die Vergangenheit eines Volkes geschaffen hat.

Ein solcher Bildner des Vergangenen ist der am 21. Mai 1933 sechzigjährig gewordene Zürcher Literaturhistoriker Emil Ermatinger. Sein Werk über: „Dichtung und Geistesleben der Deutschen Schweiz“, bei C. H. Beck in München erschienen, bietet eine großangelegte, wissenschaftlich genaue, doch durchaus allgemeinverständliche Uebersicht über das geistige Werk deutschschweizerischer Bürger.

Zwar hat vor kurzem erst der Königsberger Joseph Nadler eine ähnliche Rekonstruktion unternommen, doch mehr auf den landschaftlichen, stammgebundenen Eigenarten der Schweizer aufbauend, was notwendig zum Schlusse führen mußte, daß die deutsche Schweiz als landschaftliche Provinz des deutschen Sprachgebietes eben nur eine bestimmte Sonderart deutscher Künstler hervorgebracht habe, während Ermatinger mehr das gewollte Nationale einer abgesonderten Schweiz betont und deshalb sagt: Die deutschschweizerische Kunst ist zwar durchaus durch den deutschen Kultureinfluß bedingt, sie muß und darf sich außerdem der deutschen

Sprache bedienen, sie ist also wirklich nur eine Provinz im deutschen Kultur- und Sprachgebiet; aber sie hat sich über diese natürliche Zusammengehörigkeit hinaus eigenwillig mit fremdsprachigen und zum Teil fremdrassigen Volksteilen zusammengeschlossen und damit eine eigene Politik betont, die ihr durch alle Jahrhunderte hindurch eine ganz besondere geistige Prägung verlieh. Weniger die Landschaft ist es, die das abgeplitterte Land von Deutschland trennt als vielmehr die jahrhundertlang eigenwillig verfolgte Politik der Unabhängigkeit.

Wo muß also die Untersuchung und Darstellung seines Wertes einsetzen? Natürlich bei der Bildung der acht alten Orte. Was von diesem Zeitpunkt, etwa in St. Gallen oder im Bodenseegebiet, geschaffen wurde, ist als rein deutsch zu bewerten. Erst langsam nimmt vom Jahre 1291 an die geistige Absonderung überhand: in den Werken der Mönche des 14. Jahrhunderts ist noch kaum die Spur typischen Schweizerturns zu entdecken; die katholische Kirche schützt während des ganzen Mittelalters und auch späterin den Internationalismus.

Auch die weltliche Dichtung der Deutschen Schweiz besitzt bis zum Jahrhundert der Reformation noch kaum eine besondere Färbung. Der Berner Ulrich Boner z. B., der seine Fabelsammlung „Der Edelstein“ herausgibt, ist in seiner Kunst noch ganz durch griechische und römische Vorbilder bestimmt.

Aber schon treten die großen Staatsmänner auf, die auch als Künstler und Reformatoren das Eigene der Schweiz verlangen: Ulrich Zwingli in Zürich und Nikolaus Manuel Deutsch in Bern (den Beinamen Deutsch hatte er als Streiter aus dem Norden in der Lombardei erhalten). Jetzt bildet sich eine spezifisch schweizerische Reformationsbewegung, die Weltanschauung der Zwinglianer, die schon nicht mehr mit den rein kirchlich bestimmten Ansichten der deutschen Lutheraner einig gehen und das besondere religiöse Moment auch in einem besonderen Staatswesen wiederfinden wollen. So kommt eine noch größere Absonderung von Deutschland zustande, nicht allein in der Politik, sondern auch in der Kirchenverfassung, und damit beginnt eine stets zunehmende Loslösung in geistigen Dingen überhaupt: Man spricht in der deutschen Literatur von Schweizer Dramen, von Schweizer Satiren, von Schweizer Liedern.

Haben die einzelnen Staaten der Schweiz im 17. Jahrhundert eine sehr eigenbrütende Politik geführt, die die Gesamtstellung der Schweiz gefährden konnte, so war Deutschland seinerseits zu schwach, die durch die Uneinigkeit hervorgerufene Schwäche der Schweiz auszunützen: Es hatte selbst noch an den unzähligen im Dreißigjährigen Krieg empfangenen Wunden zu leiden. Die politische Stellung der Schweiz blieb stark, war eher vom hegemonistischen Frankreich bestimmt, und Deutschland konnte nur ganz unmerklich seine kulturellen Einflüsse mit dem Geistesleben der Schweiz verbinden.

Erst das 18. Jahrhundert sieht wieder ein bewußtes Zusammenarbeiten deutscher und deutschschweizerischer Geistigkeit. Auf beiden Seiten kämpfen bedeutende Köpfe um gemeinsame künstlerische Wege und Ziele. Der Kampf geht für und wider einander. Aber er wird geführt im Dienste einer gemeinsamen übergeordneten Sache: Bodmer und Breitinger in Zürich einerseits und Gottsched in Leipzig andererseits versuchen ihre Meinungen über Zweck und Ziel aller Kunst durchzusetzen. In beiden Lagern befinden sich jeweils Anhänger aus dem andern Lande. Klopstock kommt nach Zürich, Wieland hält sich in Zürich und Bern auf; und nun ist der offizielle und private Verkehr der Dichtergrößen beider Länder vorbereitet, wie er bis auf unsere Zeit angehalten hat und wieder das Gemeinsame deutschen und deutschschweizerischen Geisteslebens betont. Jeder bekennt sich zum andern, so wie sich zwei verschiedengeartete Brüder zu derselben Familie bekennen.

Es ist dies die gesündeste Form gegenseitiger Einstellung. Bahnbrechende Kämpfer im Seere der deutschschweizerischen Geistesarbeiter, sowohl Keller als Meyer und Spitteler haben sich ausdrücklich zu ihr bekannt. Keller sagt: „Bei allem Patriotismus verstehe ich hierin keinen Spatz und bin der Meinung, wenn etwas herauskommen soll, so habe sich jeder an das große Sprachgebiet zu halten, dem er angehört.“ Nach Ermatingers Ausspruch ist ihm „schweizerische Nationalliteratur gleichbedeutend mit schweizerischer literarischer Hausindustrie“. Und C. F. Meyer wird zitiert, der den „Traum von einer spezifisch schweizerischen Literatur einen baren Unsinn“ nennt.

Nach Kenntnisaufnahme solcher Ausführungen ist es klar, daß der Schweizer Ermatinger in seinem klugen und allen wesentlichen Errungenschaften schweizerischer Kunst gerecht werdenden Buch die deutschschweizerische Dichtung nie allein und völlig abgefordert als ein eigenes Reich betrachten kann, sondern die notwendigen Beziehungen zum deutschen und europäischen Geistesleben in allen Epochen nachweist. Durch dieses glückliche Vorgehen findet er Entschuldigungen für manchen Tiefstand schweizerischer Kunst, wo sonst die Schweiz allein verantwortlich gemacht werden müßte, findet andererseits aber auch die Höhepunkte schweizerischen Schaffens, die nur dort Höhepunkte genannt werden können, wo sie die Werte der jeweiligen ausländischen Zeitgenossen überlegen.

Höhepunkte findet er vor allem bei den Mystikern, bei Zwingli, Niklaus Manuel, Haller, Bodmer, Gekner, Pestalozzi, Keller, Meyer und Spitteler. Dazwischen strömt die Namensnennung zahlreicher guter und mittelmäßiger Künstler. Wer die schweizerische Literatur kennt, merkt jedoch, daß er sich in verdienstlicher Weise der Nennung unwichtiger und schein künstlerischer Männer nach Möglichkeit enthält. Denn auch hier will er vorerst diejenigen berücksichtigen, die im ganzen deutschen Sprachgebiet etwas zu sagen haben, weniger aber solche, die wohl von Heimatlichkeitsvereinen und Lokalpatrioten verehrt sind, jedoch im Grunde genommen nicht am Rad einer großen künstlerischen Entwicklung des Landes vorwärtsdrehen.

Diese Einsicht läßt verstehen, warum er sich auch bei den verschiedensten Autoren neuester Zeit, deren Namen doch sonst im Lande recht guten Klang haben, so kurz aufhält. Manche werden in einem halben Satze, manche in zwei bis drei Sätzen erledigt. Wohlverstanden: wissenschaftlich vom historisch eingestellten Forscher erledigt. Noch nicht einzureihen, noch ohne die eindeutige Richtung großer Eigenart! Daß sie aber selbst noch nicht „erledigt“ seien, als Menschen, als Künstler, als Kommende, dafür können sie nach Ermatingers Aufruf alle sorgen, indem sie seine Forderung tief ernst nehmen und darnach trachten, auf den schönen, aber noch nicht überall gesicherten Weg deutschschweizerischen Geisteslebens inmitten der Landschaft deutscher und europäischer Kultur einen weiteren harten, selbstgeformten, festliegenden Stein zu hämmern. Dr. Helmut Schilling.

Himmelfahrt.

Das ist e Tag, voll Jubel und voll Freud, ganz bsunders no für die wo festh dra glaube, daß mit-em Tod nid alles uus und Amen ist. — — —

Dä wo da dra nid glaube cha, wo dranne zwöflet, dä ist wäger z'duure.

Nid öppe will er jiz da list und dänkt: die soll doch brichte, si verschteits nid besser! — — —

Nei, z'duuren ist er wäge dä, will er nid ngeht, daß der Mönstsch meh, oder doch zum Wenigste glich viel wärt ist wie jedes Blüemli und wie jedes Tierli uf der Erde, wo sich nam länge Winter, nach Tod und Grab, doch wieder vüerdrukt, zum Recht und zu der Sunnewärmi.

Mir Mönstsch, wo nes ganzes Labe lang tüe schaffen und tüe kämpfe, jedes i s'r Art, wie wette mir chönne schpurlos verschwinde für alli Zyt, wenn amne Pflänzli d'Chraft gä ist, daß es nam länge Winter schlaf cha Schteine schpränge, für frisch afa z'blüje. — — —

Vor paarne Woche no het i mym große Garten alles gschlase. Res Blüemeli het blüeft, leis Hälmlü grüent und d'Dschtbäum hei die bruune, blutten Escht zum graue Himmel gschtreckt, wie wenn si täten um Hülff, um nes Chleid bitte. Die höche Pappeln am Gartetor hei der ganz Winter düre Tagheiteri zuechen und dünne gwüsch; s'ist mänge halte Luft dür die zwee grüüselige Bäle gschtriche, oder het gnüelt i der Laubdech bi de Rhododendron und zupft a de Chrisescht, wo d'Roseschtöck mit dect in gfi.

Churz und guet, die Meischte vonech wüsse ja, daß men im Winter nid viel Freud am Garte het, aber mi luegts als selbstverschändlech und natürlech a, daß nach däm länge Winter schlaf alles wieder frisch zum Wachse, Blüje und Dufte chunt.

Und hets eim hüür nid a der Dichtere scho dunkt, mir heige falsch der Himmel uf der Erde? Was ist das für ne wunderschöne Blüje gfi, ganz bsunders da um Basel ume. — Die viele roserote Firschbäum und überall das bländigwähe Gwüch vo Chirschbluescht — so wundervoll han is no salte gseh!

Und jiz hüt, a der Uffahrt — chömet mit mer i my Garte, wo-n-es vor churze Woche no so halt und tot ist gfi. —

Lueget, bim Gartetor stah d'Pappeln im frühlingsgrüne Sunntigschleid und nide fründlech jedem wo verby geit zue und mängisch ruuschts und chnischterets in ihrem Laub, grad so als wärs es Chleid vo schwärer Snde. — Dem breite Gartewäg na, wo zu der Huustür föhrt, blüje uf höche Schtängel wunderschöni, rot Tulpen und violette Schwärtlilie und drüberne hange mächtigi Fliederbüsch voll wñst und voll lila Blüete; wie ne glüejegi Garben ist die lekt Woche no der Führibusch zwüschenine gschande — jiz het er scho verblüeft.

No höher oben als die höchste Fliederblüete hanget der Goldrängen über alles nye. Mit hunderttausig wñsen Neugli gügget der Waldmeister gwundrig dry usen und luegt, wie us de graugrüene Chnöspü gäli Sämatelinge schlüefe, wo bald wie guldegi Trübeli a dünnen Eschtlü hange. — — —

Der Waldmeister het verblüeft. D'Maierisli lüen ihm mit ihre viele, wñke Silberglögglü fyn zum Abschied. Bald, bald fangt o der Guldrängen a verblüje; de tröpflet luters Guld i Garten abe.

Aber lueget, da rächts im Egge trybt jizen öpper anders große Staat; der Päonieschtlauch, wo der ganz Winter halbverzworglet zwüsche Chrisescht ist ybunde gfi. Wie ne große, grüne Ballon gseht er us, es Riesebouggeh mit tällergroße, roserote Blüeme drinne.

Würd d'Sunnen e chly länger schynen im Vorgarte, so wären o scho d'Rosbandeli voll Rosen und voll Wohlgeruch. Doch wei die große Rhododendron, dert vor der dunkelgrüne Tanne, zersch no ihri ganzi Pracht entfalte; gseht er, wie si-n-is wundervoll Blüete tüe etgäe schtrede? Ist so ne Garte nid es Paradis?

Jiz chömet mit mer hinder ds Huus. Da gseht er, daß d'Hortensie da dem Wäg na alli o scho Blüetedolde mache. Sie, under der schwarze Bärghöhre hei d'Läberblüemli, d'Veieli und d'Erika längste verblüeft. E Buschele guldiggalbi Ankebälli, Trollblüeme schwanke hin und här und la die schwäre Chöppli hange; si hei sich wäger falsch gar überblüeft. Im Weier, wo me d'Schatte vo der Föhre gseht, tüe d'Wasserrose geng no schlase, aber d'Guldfischli flizen umenanb, wie wenn si all die tausig Tröpfli wette fah, wo vom Schpringbrunne uf se-n-abe falle.